

Zum Verhältnis von Common Sense und wissenschaftlichem Naturbegriff

Gregor Schiemann

1. Common Sense

"Common Sense" ist ein nützlicher Begriff zur Kennzeichnung eines speziellen Erfahrungstyps, wenn der gewöhnlich mit ihm verbundene Bedeutungshorizont auf wenige semantische Bestimmungen eingeschränkt wird.¹ Zur Diskussion des Verhältnisses von Common Sense und wissenschaftlichem Naturbegriff ziehe ich lediglich zwei Bestimmungen heran, die alltägliche und unprofessionelle Eigenschaften betreffen.

Die eine benennt die auf äußere Wahrnehmung zurückgehende Gegenstands- und Weltkonstitution und schließt an E. Husserls Begriff der "natürlichen Einstellung" an. Der Ausdruck "Common Sense" bezieht sich damit auf subjektive Erkenntnisprozesse, deren selbstverständlicher Vollzug in der intersubjektiv geteilten Alltagspraxis vorausgesetzt ist. So erwartet man normalerweise, daß Erwachsene einen gut sichtbaren Stuhl als solchen zu identifizieren imstande sind, auch wenn sie ihn nur flüchtig aus einer einzigen Perspektive heraus wahrnehmen.

Bei der zweiten von mir verwendeten Bestimmung des Common Sense geht es weniger um Gegenstandserkenntnis als vielmehr um eine Form der alltagspraktischen Verhaltensklärung, die in der analytischen Philosophie des Geistes unter den Titel der "Alltagspsychologie" fällt. Sie nimmt nicht in erster Linie auf das in äußerer Sinneswahrnehmung Gegebene Bezug,

¹ Eine Übersicht über das interdisziplinäre Spektrum der Begriffsbestimmungen bietet Holthoorn and Olson Eds. 1987; eine auf alltagspraktische Verwendungen zugeschnittene Variante entwickelt Forguson 1989. Die beiden Hauptbestandteile von Forgusons Begriff – ontologische und epistemische Beziehungen zwischen dem Individuum und der es umgebenden Welt sowie Erklärung des Verhaltens anderer (Forguson 1989 3 ff.) - gehen von einem Verständnis des Common Sense aus, dem auch die von mir ausgewählten Aspekte folgen.

sondern auf Empfindungen und andere mentale Zustände, die als Gründe für die Rechtfertigung von Handlungen angegeben werden. Hierunter würde z.B. eine bestimmte Klasse von Antworten auf die Frage "Warum nimmst Du schon wieder ein Aspirin?" fallen, wie etwa: "Weil ich immer noch unter Kopfschmerzen leide."

Insofern die beiden Bestimmungen Unprofessionelles betreffen und Wissenschaften Disziplinen bezeichnen, die in professioneller Tätigkeit ausgeübt werden, ordnen sie den Common Sense per definitionem in das Spektrum nichtwissenschaftlicher Erfahrung ein, zu der ästhetische, religiöse und öffentliche Erfahrungen sowie Erfahrungen in Phantasie- und Traumwelten zählen.² Aus der Beschränkung des Common-Sense-Begriffes auf Unprofessionelles folgt selbstverständlich keinesfalls seine Unabhängigkeit von wissenschaftlicher Professionalität, die besonders auf der Ebene der Wissensvermittlung den jenseits von beruflicher Tätigkeit stattfindenden Alltag durchsetzt: Ohne dadurch schon professionell zu werden, erfordert die Bedienung technischer Alltagsgeräte oftmals Fachkenntnisse, die aus den Wissenschaften stammen; die Alltagspsychologie ist längst von der wissenschaftlichen Psychologie viel zu sehr belehrt, als daß sie durchgängig deutlich von ihr zu unterscheiden wäre. Umgekehrt hat der Common Sense auf wissenschaftliche Erfahrung allerdings nur begrenzten Einfluß, der bei den Naturwissenschaften sogar gänzlich zum Verschwinden kommt: Im Gegensatz zum Common Sense liegt die experimentelle Erfahrungsbasis typischerweise nicht in subjektiven Wahrnehmungsleistungen, sondern in instrumentenvermittelten und elektronisch erfaßbaren Datenerhebungen; typische Handlungsabfolgen bedürfen in den Naturwissenschaften nicht der mentalistischen Rechtfertigung, da sie explizit festgelegten Regeln folgen.³

2. Naturbegriffe

Meine Diskussion der Beziehungen zwischen den Naturbegriffen von Common Sense und Wissenschaften beginnt mit letzteren. Ich glaube kaum, daß man ohne übermäßigen rekonstruktiven Aufwand den Wissenschaften eine Naturvorstellung übergreifend zuordnen könnte. Dafür spricht schon die traditionelle, immer noch wirksame Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften, die gegenstandskonstitutive Differenzen der jeweiligen

² Das hier zu Grunde liegende Modell einer Pluralität von Erfahrungen orientiert sich an Schütz 1971 264 ff.

³ Vgl. Schieman 1997c.

methodischen Prämissen unterstellt. In den Geisteswissenschaften bezeichnet "Natur" etwa oft das Gesamte der äußeren Rahmenbedingungen der menschlichen Zivilisation, womit eine Natur-Kultur-Differenz gesetzt ist, die in den Naturwissenschaften meist keine Anerkennung findet.⁴ Aber auch wenn man sich – wie ich im folgenden – nur auf die Naturwissenschaften beschränkt, hat das Spektrum der dann noch zu berücksichtigenden Verständnisweisen von Natur bzw. des Natürlichen ein beachtliches Ausmaß. Welche Rolle der Naturbegriff überhaupt spielt, welche Gegenstände gegebenenfalls zur Natur zählen und welche Eigenschaften für natürlich gehalten werden, hängt von disziplinengeschichtlichen Vorgaben, aktuellen theoretischen Konzepten und nicht zuletzt von gegenstandsspezifischen Bedingungen ab. Diese reichlich unübersichtlichen Beziehungen möchte ich umgehen, indem ich von Natur nur in extensionaler Hinsicht spreche. Verschiedene Naturbegriffe unterscheiden sich dann voneinander allein durch ihre differenten Begriffsumfänge, denen Aufzählungen von Gegenständen oder Wirklichkeitsbereichen entsprechen, die jeweils als natürlich gelten.

Berücksichtigt man nur die Extensionen, läßt sich dafür argumentieren, daß für viele Bereiche der naturwissenschaftlichen Arbeit ein Naturbegriff charakteristisch ist, der unter sich die gesamte Wirklichkeit subsumiert. Einen solchen Naturbegriff nenne ich "naturalistisch".⁵ In seiner umfassenden Extension drückt sich die Überzeugung aus, daß alle Phänomene aus einer Materie bestehen bzw. hervorgehen und ihre Erklärung ausschließlich Gegenstand der naturwissenschaftlichen Disziplinen ist. Die Pointe des naturalistischen Begriffes besteht darin, die Existenz vermeintlich nichtnatürlicher Entitäten – z.B. geistiger oder kultureller Phänomene oder eines transzendenten Gottes – entweder zu bestreiten oder als natürliches Phänomen für erklärbar zu halten. Die komplexen Voraussetzungen und Probleme der Umsetzung dieses mehr oder weniger ausgeprägt reduktionistischen Erklärungsanspruches werde ich hier nicht erörtern. Er grenzt sich gegen die eher in den Geisteswissenschaften verbreiteten nichtnaturalistischen Begriffe ab, die vermutlich eine größere Nähe zu den lebensweltlichen Verständnisweisen von Natur haben.

Um die Beziehungen zwischen den extensionalen Naturbestimmungen von Common Sense und Wissenschaften umfassend zu diskutieren, muß zwischen Natur- und Geisteswissenschaften unterschieden werden. Meine Betrachtung genügt dieser Anforderung,

⁴ Zum Verhältnis des Naturbegriffes in Geistes- und Naturwissenschaften vgl. auch Schieman 1997a.

⁵ Beispiele sind B. Kanitscheiders "pluralistischer Naturalismus" (Kanitscheider 1993 4), L. Schäfers "kosmologischer Naturbegriff" (Schäfer 1993 224 ff.) oder A. Bartels Auffassung des naturwissenschaftlichen Naturverständnisses als "Inbegriff der Gegenstände im Universum [...] einschließlich der Gesetze, durch die die Gegenstände miteinander verbunden sind (Bartels 1996 207 Anm. 30).

indem sie der allgemeinen Überzeugung folgt, daß die Naturwissenschaften für den wissenschaftlichen Naturbegriff repräsentativ sind, und sich auf sie beschränkt. Ihren Naturalismus stelle ich exemplarisch anderen Naturbegriffen gegenüber, die Natur in Kontrast zu einem Nichtnatürlichen definieren. Im Hinblick auf die Wirklichkeitseinstellung des Common Sense möchte ich die Naturbegriffe von Aristoteles und Descartes anführen.

Aristoteles bestimmt Natur extensional durch ihre Entgegensetzung zur Technik. Zur Natur gehören die Dinge, die über ein inneres Prinzip ihres Veränderns und Ruhens verfügen, d.h. vor allem Menschen, Tiere und Pflanzen, und zur Technik gehört, was von außen angestoßen werden muß, um sich zu verändern oder um zu ruhen.⁶ Die Entstehung der (aus natürlichen Stoffen bestehenden) Technik und ihre Bewegungen können nicht aus den Prinzipien des Natürlichen erklärt werden. Natur und Technik bilden deshalb sich ausschließende, wenn auch keinesfalls beziehungslos gegenüberstehende Gegenstandsbereiche. Eine solche Separierung widerspricht dem naturalistischen Verständnis, das die nachneuzeitlichen Naturwissenschaften dominiert. Ihre Gesetze finden auf aristotelische Natur und Technik gleichermaßen Anwendung, weswegen technische Konstrukte nicht mehr zu leisten vermögen als natürliche Prozesse.

Die soweit skizzierte Unterscheidung ist noch sehr rudimentär. Wichtige Fragen, wie die poetische und teleologische Struktur der Naturgegenstände, sind noch nicht einmal erwähnt. Bekanntlich stellt Aristoteles zwischen Natur und Technik auch Beziehungen her, die ihre Differenzen relativieren und teilweise sogar aufheben. Die Technik vermag nicht nur das zu leisten, wozu die Natur nicht imstande ist, sondern ahmt diese auch nach.⁷ Die natürlichen Gegenstände bewegen sich zwar im Gegensatz zu technischen von selbst, mitunter aber so, als ob sie den Anstoß dazu von einem Techniker erhalten hätten.⁸ Meine Rekonstruktion des aristotelischen Begriffes geht davon aus, daß diese Relationen durch die Unterscheidungskriterien von Natur und Technik aber nur bedingt impliziert sind. Andernfalls würde die Aktualität des aristotelischen Begriffes, wo sie Relevanz erlangt, auf ein eher fragwürdiges Naturverständnis schließen lassen.

⁶ Aristoteles, Physik II 1 192b14 f. (enthalten in: Schieman Hg. 1996); vgl. entsprechend Physik III 1 200b12, VIII 3 f. 253b5 und 254b17, Vom Himmel I 2 268b16, Metaphysik V 4 1014b19 und 1015a14, VI 1 1025b20 und Nikomachische Ethik VI 4 1140a15 (Angaben bezeichnen jeweils Buch und Kapitel sowie die Zeilenangaben in der üblichen Zählung nach Bekker der jeweiligen Werke). Zum aristotelischen Naturbegriff und seiner Aktualität vgl. Schieman 1997b. Weitere Literatur zu diesem Naturbegriff in: Schieman Hg. 1996.

⁷ Physik II 2 194a21 ff. und II 8 199a15 ff.

⁸ Bartels 1966 107 ff.

Eine ähnliche Unvereinbarkeit wie zwischen dem naturalistischen und dem aristotelischen Begriff besteht zwischen jenem und dem cartesischen. Descartes teilt die gesamte Wirklichkeit in die Materie und den davon real verschiedenen Geist.⁹ Obwohl es nur wenige Stellen in seinem Werk gibt, in denen er die Materie mit Ausdrücken gleichsetzt, die dem deutschen Wort "Natur" entsprechen,¹⁰ hat sich in der ihm anschließenden Tradition eine entsprechende Definition etabliert.¹¹ Sie stellt auch terminologisch klar, daß Geist, d.h. im wesentlichen das bewußte Denken, nicht in den Gegenstandsbereich der Naturforschung fällt, sondern umgekehrt der Forschung apriori vorausgesetzt ist. Daß diese, noch weit bis ins zwanzigste Jahrhundert in den Naturwissenschaften einflußreiche Bestimmung dort nunmehr fast alle Relevanz verloren hat, geht ebenfalls auf die Vorherrschaft des naturalistischen Naturbegriffes zurück. Ihm zufolge gilt das menschliche Bewußtsein in allen seinen physiologischen und psychologischen Erscheinungsformen als legitimer Gegenstand der erfahrungswissenschaftlichen Forschung.

3. Common Sense und Naturbegriffe

Nach diesen Vorbemerkungen möchte ich nun die These meines Beitrages formulieren. *Beschränkt man den Begriff des Common Sense auf die unprofessionellen Einstellungen der wahrnehmenden Gegenstandskonstitution und alltagspsychologischen Verhaltensklärung, dann passen zu ihm eher die traditionellen, auf Aristoteles und Descartes zurückgehenden Naturbegriffe als der naturalistische der Naturwissenschaften.* Die Begründung dieser Behauptung sucht den Nachweis zu erbringen, daß der Common Sense Wirklichkeitsgliederungen präferiert, die den Extensionen der beiden Naturbegriffe ungefähr entsprechen und darin dem naturalistischen Begriff widersprechen. Systematisch folgt die Beziehung zwischen traditionellen Naturbegriffen und Common Sense aus der Annahme, daß die für den Common Sense kennzeichnenden Wirklichkeitseinstellungen auch als Voraussetzung in die Formulierung der Naturbegriffe eingehen: Der aristotelische Begriff setzt die Aufmerksamkeitsrichtung auf unmittelbare Wahrnehmbarkeit natürlicher und technischer

⁹ Descartes 1977 41 ff. (2. Meditation) und 1955 17 ff. (1. Teil, § 51 ff.). Literatur zu Descartes' Naturbegriff ebenfalls in: Schiemann Hg. 1996.

¹⁰ Z.B. Descartes 1969 ff. Bd. I 70 und Bd. XI 35 f.

¹¹ Baker and Morris 1996 15 und Gellner 1995 103.

Gegenstände voraus und der cartesische Begriff teilt mit der alltagspsychologischen Verhaltensklärung Elemente der Einstellung der Perspektive der ersten Person.

Die Aktualität traditioneller Naturbegriffe ist ein bemerkenswertes und immer noch nicht hinreichend gut verstandenes Phänomen. Für die alltägliche Lebenswelt kann man die Aktualität der Begriffe von Aristoteles und Descartes, so man sie hinreichend kennt, selbst im Gespräch mit seinen Mitmenschen unschwer austesten. Auch bei der Behandlung der Begriffe im Schulunterricht oder im Studium läßt sich ohne eingehende Vorkenntnis schon bald ein erstes Verständnis für sie erzielen. Pointiert gesprochen, sind vergangene Naturbestimmungen im Common Sense unvergleichlich stärker präsent als in den Naturwissenschaften. Doch diese These gilt nur für extensionale Bestimmungen und begrenzte wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Erfahrungsbereiche. Sie läßt sich als Teil einer umfassenderen pluralistischen Konzeption begreifen, die die Vielfalt unterschiedlicher Naturbegriffe nach ihren bevorzugten Verwendungsweisen gliedert.¹² Daß der aristotelische und der cartesische Naturbegriff extensional dem naturalistischen Begriff entgegenstehen, heißt allerdings nicht, daß die beiden traditionellen Konzeptionen in den Naturwissenschaften jede Aktualität verloren hätten und die naturalistische Vorstellung in der Lebenswelt nicht vorkommen würde. Diese Querverbindungen stützen sich meines Erachtens vor allem auf die hier nicht diskutierten intensionalen Bestimmungen der betreffenden Begriffe.

Im folgenden wird mir nur Zeit bleiben, einige Aspekte der Beziehung des Common Sense in seiner Bedeutung als wahrnehmende Gegenstandskonstitution zu Naturbegriffen näher zu betrachten.

4. Common Sense als lebensweltliche Einstellung¹³

Ich orientiere mich hierfür an Husserls Begriff der "natürlichen Einstellung", sofern sie für die spezifische Perspektive steht, aus der heraus Erwachsene normalerweise Gegenstände ihrer Lebenswelt erkennen. Diese Einstellung nennt Husserl "natürlich", weil sie "nicht erst durch urteilende Tätigkeit erworben", sondern vorreflexiv mit Selbstverständlichkeit vollzogen wird.¹⁴ Zwischen natürlicher Einstellung und Lebenswelt nimmt er eine Korrelationsbeziehung an, nach der die Welt zwar unabhängig von der Einstellung existiert, aber erst von ihr mit Sinn

¹² Schiemann 1999 und 2000.

¹³ Zum Begriff der Lebenswelt vgl. immer noch als erstes Welter 1981.

¹⁴ Husserl 1948 25

belegt wird. "Sinn" meint hier die intentionale Herstellung eines übergreifenden Zusammenhanges zwischen einzelnen Objekten durch das erkennende Subjekt in natürlicher Einstellung. Die sogenannte "Generalthesis" dieser sinnstiftenden Leistung besteht in der fraglosen Auffassung der Lebenswelt als anschaulicher Einheit.¹⁵ Anschaulich ist diese Einheit, da in natürlicher Einstellung erfahrungs- oder erkenntnistheoretische Reflexion nicht vorkommt und deshalb Husserl zufolge das Zeugnis der Wahrnehmung dominiert. Die Lebenswelt ist Wahrnehmungswelt, weil sie in ihrem Sein selbstverständlich hingegenommene Welt ist.¹⁶ Mit "Wahrnehmung" bezeichnet Husserl ausschließlich den "Modus der Selbstgegenwart" eines Erscheinenden im Unterschied zur erinnernden oder antizipierenden Anschauung des aktuell Abwesenden.¹⁷ Diese "originär gebend[e]" Erfahrung richtet sich "auf bloße Körperlichkeit".¹⁸ "Durch Sehen, Tasten, Hören usw., in den verschiedenen Weisen der sinnlichen Wahrnehmung sind körperliche Dinge in irgendeiner räumlichen Verteilung für mich einfach da".¹⁹ In diesem Sinn umfaßt die Lebenswelt die im sichtbaren Umkreis eines Subjektes aktuell gegenwärtigen Dinge.

Lebensweltlich erscheinen die Körper nicht unabhängig von ihren praktischen, sozialen und kulturellen Bewertungen,²⁰ denen umgekehrt aber keine selbständige Existenz zukommt: "Damit etwas als brauchbar, schön, furchtbar, anziehend oder was immer gegeben sein kann, muß es irgend wie sinnlich erfaßbar anwesend sein".²¹ Auch die Wahrnehmung von Bedeutungen setzt die Wahrnehmung des Körperlichen voraus. Sinnliche Wahrnehmung ist für Husserl "prototypische" Erfahrung (E.W. Orth)²², "Grundweise ursprünglichen Erfahrens" (P. Janssen)²³, weshalb Lebenswelt auch als soziokulturell verfaßte Wahrnehmungs- bzw. Anschauungswelt bleibt. Meiner Auffassung nach gilt dieses Körperprimat auch, wenn man den von Husserl nicht berücksichtigten Einfluß von Hintergrundannahmen auf die Gegenstandskonstitution mit in Rechnung stellt.²⁴ Im folgenden skizziere ich einige der von Husserl genannten Strukturmerkmale lebensweltlicher Erfahrung, um ihren

¹⁵ Husserl 1950 ff. III 52 ff.

¹⁶ Husserl 1950 ff. IX 58.

¹⁷ Husserl 1950 ff. VI 109 f.

¹⁸ Husserl 1948 54 f. (im Orig. hervorg.).

¹⁹ Husserl 1950 ff. III/1 57 (Hervorheb. im Orig.).

²⁰ Husserl 1950 ff. IV 27.

²¹ Husserl 1948 53.

²² Orth 1999 69.

²³ Janssen 1970 193.

²⁴ Zum Begriff der Hintergrundannahmen vgl. Searle 1983 180 ff.

nichtwissenschaftlichen Charakter herauszustellen und die Anwendungsbedingungen von Naturbegriffen zu klären.

Der in natürlicher Einstellung vorgenommenen Gegenstandserfassung kommt Objektivität zu, da sie Leistung eines methodisch vorgehenden Bewußtseins ist.²⁵ Den Kern der Methode faßt Husserl unter dem Titel der Intentionalität zusammen. "[S]chon in der schlichtesten Wahrnehmung [...] liegt] ein Abzielen", eine "Zuwendung [...] auf das Seiende".²⁶ In seiner kontinuierlich auf ein Erscheinendes gerichteten Aufmerksamkeit bedient sich das Lebensweltbewußtsein verschiedener Idealisierungen, um das Objekt seines Interesses als Gegenstand in dessen Relation zu anderen Gegenständen zu erkennen. Gegenüber der Komplexität des anschaulich Gegebenen bildet die Gegenstandskonstitution eine Abhebung, die einzelne Objekte gerade soweit isoliert, wie es für praktische Erfordernisse notwendig erscheint. Die als Gegenstand wahrgenommene Erscheinung bleibt zugleich relativ zum umliegenden Kontext gegenständlicher Beziehungen, von der sie sich nur bedingt abhebt, zu bereits erworbenen Erfahrungen des Subjektes sowie zu seiner Konzentrationsrichtung und räumlichen Positionierung.

Die Wahrnehmungseinheit zeichnet sich damit durch einen eigentümlich objektiv-subjektiven Hybridzustand aus, der sich subjektseitig durch die – im Anschluß an Husserl von A. Schütz und T. Luckmann diskutierten – Konzentrationsstrukturen des Bewußtseins bestimmt.²⁷ Teils entgehen Gegenstände und Vorgänge, die sich im Horizont des Wahrnehmbaren befinden, der Aufmerksamkeit gänzlich, teils treten sie nur schwach ins Bewußtsein, werden in einer bei Bedarf präzisierbaren Vagheit gelassen, teils ziehen sie das Interesse auf sich, etwa wenn sich ihre Erscheinung dem Wahrnehmenden aufdrängt oder wenn er sich ihnen aus eigenem Antrieb näher zuwendet. Es kommt nicht auf eine in sich abgeschlossene Wahrnehmung der Dinge, sondern auf ihre Verstehbarkeit und Handhabbarkeit an. (Diese pragmatische Ausrichtung der Lebenswelt korrespondiert mit dem aristotelischen Erfahrungsbegriff, insofern dieser das Primat auf die Erscheinung und nicht auf die Herkunft der Gegenstände legt.) Das nur situativ festgelegte Wahrnehmungsfeld ist zudem nach außen hin offen, verliert sich in einen "eigenartigen Horizont offener Unbekanntheit".²⁸ Indem man sich so im Ungefähren hält, räumt man den Leerstellen in seiner Erfahrung keine sonderliche

²⁵ Vgl. für das folgende Schwemmer 1987 202 ff.

²⁶ Husserl 1950 ff. VI 181, Husserl 1948 86.

²⁷ Schütz und Luckmann 1979 229 ff.

²⁸ Husserl 1950 ff. VI 357.

Bedeutung ein. Statt dessen fügt man die verschiedenen Wahrnehmungs- und Erfahrungselemente zu einem "in vagen Unterschieden der größeren oder geringeren Vollkommenheit in Schweben Bleibende[n]".²⁹

Verschiedene Autoren haben diese – hier nur angedeutete – Struktur zurecht mit Merkmalen der wissenschaftlichen Erfahrung kontrastiert.³⁰ Lebensweltliche Vagheit ist wissenschaftlicher Exaktheit entgegengesetzt, ihre unhintergehbare Mehrdeutigkeit hebt sich von wissenschaftlichen Eindeutigkeitspostulaten ab, ihr subjektiv-relativer Charakter ist mit der allgemeinen Zugänglichkeit als Bedingung wissenschaftlicher Objektivität unvereinbar und ihre Unvollständigkeit widerspricht wissenschaftlichen Systematisierungserfordernissen.

Trotz der Unbestimmtheit und situativen Abhängigkeit alltäglich-unprofessioneller Erfahrung, glaubt Husserl, daß die "Lebenswelt in all ihren Relativitäten ihre allgemeine Struktur", einen "invarianten" "empirischen Gesamtstil" habe.³¹ Dazu gehören neben dem bereits erwähnten Primat des Körperlichen auch der Vorrang der Gestaltwahrnehmung gegenüber den davon unablässigen Qualitäten und eine ganzheitlich-kausale Verfassung der wahrgenommenen Welt.³² Größten Stellenwert räumt Husserl aber nicht diesen formalen, sondern inhaltlichen Strukturmerkmalen ein, an deren Spitze er die Differenz von leblosen und lebendigen Dingen stellt.³³ Zu den leblosen Dingen rechnet er die unbearbeiteten Stoffe und die menschlichen Herstellungen, auf der Seite des Lebendigen bilden Menschen, Tiere und Pflanzen eine hierarchische Rangfolge. Damit umfaßt diese Zweiteilung der Lebenswelt auf

²⁹ Ebenda.

³⁰ Janssen 1970 191, Smith 1995 416 ff.

³¹ Husserl 1950 ff. VI 142 und 28 f.

³² Husserl VI 26 ff. und 38.

³³ Die Differenz von leblosen und lebendigen Dingen führt die Liste der "allgemeinsten Scheidungen und Gruppierungen [...] der Lebenswelt" an: "lebendige und leblose Dinge; im Kreise der lebendigen die animalischen, d.i. nicht bloß triebhaft sondern ständig auch in Ichakten lebenden, gegenüber den bloß triebhaft lebenden (wie den Pflanzen). Unter den animalischen Dingen sind ausgezeichnet die Menschen, und so sehr, daß erst von ihnen her die bloßen Tiere als ihre Abwandlungen Seinssinn erhalten. Unter den leblosen Dingen heben sich ab die humanisierten, vom Menschen her Bedeutung (z.B. Kultursinn) habenden Dinge, in abgewandelter Weise die entsprechenden in ähnlicher Weise auf tierisches Dasein sinnhaft verweisenden Dinge, gegenüber den in diesem Sinne bedeutungslosen" (Husserl 1950 ff. VI 230). Husserl hat den diese Liste tragenden Begriff des Lebens nicht expliziert. Dadurch bleibt Gemeinsamkeit und Differenz zwischen den "bloß triebhaft lebenden" und den "ständig auch in Ichakten lebenden" Wesen unerklärt. Der hierarchischen Gliederung des Lebendigen kann man allerdings entnehmen, daß Menschen und Tiere Inbegriff des Lebens sind. Der lebensweltlichen Fundamentaldifferenz liegt die absolute Geltung des Animalischen zu Grunde: "Das steht in der allgemeinen Überzeugung so fest, [...] daß eine Welt ohne animalische Wesen [...] schlechthin undenkbar sei [...]. Und doch ist es das erste und fundamentalste Apriori der konkreten Ontologie, und es lag schon darin, daß wir die Scheidung zwischen lebendigen und leblosen Wesen als eine Wesenserkenntnis der anschaulichen Umwelt in Anspruch genommen [...] haben" (Husserl 1950 ff. XXIX 150).

der Seite des Lebendigen genau den analog abgestuften Kern der aristotelisch-irdischen Natur und stellt ihr ebenfalls die menschlichen Herstellungen als eigentlichen Gegenpol gegenüber.

Diese Verwandtschaft zwischen der phänomenologischen Gliederung der lebensweltlichen Wirklichkeit und Aristoteles' Naturbegriff führe ich darauf zurück, daß beide eine auf Wahrnehmung gerichtete Aufmerksamkeit zur Voraussetzung haben. In Aristoteles' Naturphilosophie kommt Wahrnehmbarkeit nicht allein dem Natürlichen, sondern dem ganzen Kosmos zu. Dessen grundlegenden irdischen Eigenschaften folgen qualitative, sinnlich erfahrbare Merkmale der Elemente, die sich aus der Entgegensetzung von warm und kalt, feucht und trocken sowie aus der Differenz von leicht und schwer ergeben. Bei Aristoteles beginnt die Erforschung der Welt nicht nur bei den sichtbaren Erscheinungen, sondern räumt ihnen auch Priorität ein. Noch bevor man die Ursachen eines Phänomens, d.h. vor allem seine Entstehungsbedingungen, kennt, kann man es in Gattungsbereiche einteilen.

5. Die Entgegensetzung von Natur und Technik

Das trifft auch für die aristotelische Klassifikation der Phänomene in natürliche und nichtnatürliche zu. Aristoteles' Standardkriterium für diese Einteilung, das Sich-Selbst-Verändern oder Selbst-Ruhen des Natürlichen im Unterschied zum Künstlichen, grenzt wahrnehmbare quantitative und qualitative Zustände und Zustandsveränderungen ein, die nicht durch äußere Ursachen, sondern durch innere, nicht sichtbare Prinzipien hervorgebracht sind. Konkret gegebene Gegenstände heißen als Ganze natürlich, wenn sie nur in einer Hinsicht über ein inneres Prinzip der Veränderung oder Ruhe verfügen, d.h. wenn an ihnen ein Zustand oder eine Zustandsveränderung festgestellt wird, die sich nicht auf wahrnehmbare Ursachen zurückführen läßt.³⁴

Dieses Kriterium hat beachtliche Plausibilität behalten. Es bewährt sich in der Klassifizierung eines in unmittelbarer Anschauung Gegebenen, dessen Zuordnung nicht von den Entstehungsbedingungen abhängt. Für seine Anwendung auf Pflanzen und Tiere kommt es nicht darauf an, ob es sich um gezüchtete oder – wie man heute hinzufügen kann – um genetisch manipulierte Organismen handelt, sondern ob ihre wahrnehmbaren Bewegungen ein Element enthalten, das wir nicht auf unser Zutun zurückführen. Seine Aktualität erweist sich

³⁴ Diese Bestimmung lehnt sich an W. Wielands Interpretation von Aristoteles' Physik von 1962 an (Wieland 1962 234 ff.).

ebenso in der Selbstverständlichkeit seiner erfolgreichen Anwendung wie in der Auffälligkeit von Situationen, in denen seine Anwendung problematisch wird. Zu letzterem gehören vor allem Fälle der Selbstbewegung, die jenseits des antiken Natur- bzw. Technikverständnisses liegen, da sie der Technik entspringen und ihre angemessene Einteilung ein Wissen um ihre Entstehung voraussetzt, das ihrer Erscheinung nicht eingeschrieben ist. Das Selbstbewegungskriterium würde beispielsweise Roboter, die sich nach ihrer Herstellung ohne weiteres menschliches Zutun von selbst bewegen, paradoxerweise zur Natur rechnen müssen. Aber derartige Selbstbeweger würden, so es sie einmal geben sollte, nicht zuerst in der Lebenswelt, sondern in wissenschaftlichen oder technischen Welten auftreten. Der Mangel an kontextübergreifendem Bezug beschränkt den Anwendungshorizont des aristotelischen Begriffes, der aber eben deshalb hauptsächlich in den Bereich des uns Bekannten und Vertrauen fällt: der im Käfig gehaltene Hamster im Gegensatz zum batteriebetriebenen Spielzeugtier, das Unkraut im Gegensatz zur Plastikrose, aber auch die Verwunderung, wo diese elementaren Unterscheidungen nicht mehr greifen.

In der Brauchbarkeit des aristotelischen Naturbegriffes bzw. der von Husserl festgestellten phänomenologischen Differenz reflektieren sich elementare Bedingungen faktischer Lebensweltstrukturen. Das normale Inventar der Lebenswelt besteht seit Jahrhunderten aus Menschen, die sich mit ihren unbelebten Produkten (Nahrungsmittel, Artefakte) und einer überschaubaren Zahl von ausgesuchten Tieren und Pflanzen umgeben. In diese Konstellation ist die Differenz von Belebtem und Unbelebtem in dem Maß bereits hingelegt und völlig unproblematisch, wie man Tieren und Pflanzen die auf menschliche Zwecksetzungen bezogene Funktionalität der Technik abspricht.³⁵

Im Naturalismus fallen diese Gegenstände wie auch das wahrnehmende lebensweltliche Bewußtsein gemeinsam unter den einheitlichen Naturbegriff. Nur einige der bekannten naturwissenschaftlichen Kriterien zur Differenzierung von leblosen und belebten Gegenständen sind in einer auf äußere Wahrnehmungsleistungen gründenden Erfahrungswelt anwendbar. In einem Studienbuch für Studienanfängerinnen und -anfänger im Fach Biologie werden beispielsweise sieben Merkmale genannt, die, wie es dort heißt, "mehr unter belebten als unter unbelebten Objekten verbreitet" sind:³⁶ 1. hochorganisiert, 2. homöostatisch, d.h. sich

³⁵ Vgl. hierzu die empirischen Untersuchungen zur natürlichen Kategorisierung (Rosch and Lloyd Eds. 1978; Neisser Ed. 1987), die in interkulturellen ethnobiologischen (Berlin 1978) und ontogenetischen (Keil 1987) Forschungen ansatzweise die Herausbildung der entsprechenden Klassifikationssysteme nachgewiesen hat.

³⁶ Curtis 1979 20 f.

gleichbleibend, 3. wachsend und entwickelnd, 4. adaptiert, 5. Energie aufnehmend und transformierend, 6. auf Reize reagierend und 7. sich selbstreproduzierend. Von diesen Kennzeichnungen sind im wesentlichen drei – Wachstum, Reizreaktion und Selbstreproduktion – der unprofessionellen Wahrnehmung ansatzweise zugänglich. Selbstreproduktion und Wachstum spielen für die aristotelische Auffassung der organischen Natürlichkeit eine paradigmatische Rolle.³⁷ Das Kriterium der Reizreaktion steht bereits im Übergangsfeld zwischen lebensweltlicher und naturwissenschaftlicher Erfahrung, da seine Anwendbarkeit durch eine Parameterreduktion begünstigt wird, die am ehesten in der naturwissenschaftlichen Experimentalpraxis Realisierung findet. In lebensweltlicher Erfahrung kommt dem Kriterium vor allem in Situationen Bedeutung zu, in denen die normalerweise mit Selbstverständlichkeit vollzogene Wahrnehmung gestört ist, wofür ich abschließend ein Beispiel geben möchte:

Es stammt vom griechischen Skeptiker Carneades (214-129 v.u.Z.) und handelt von einem Mann, der "ein schlecht beleuchtetes Zimmer [betritt] und glaubt in der Zimmerecke ein Seilknäuel zu bemerken. Er sieht aber den Gegenstand nur verschwommen. So fragt er sich, ob es denn wirklich ein Seilknäuel sei. Könnte es nicht auch eine eingerollte Schlange sein?"³⁸ Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, der auch der Skeptiker seine Zustimmung (συγκατάθεσις) nicht verweigern kann, weiß Carneades nur einen Rat: Nur wenn der Mann "einen Stock nimmt, den Gegenstand berührt und sich dieser dennoch nicht bewegt, wird er die Überzeugung gewinnen [können], daß es in der Tat keine Schlange sein kann".³⁹

Um Selbst- von Fremdbewegung in einem solchen Fall zu unterscheiden, müssen die äußeren Bedingungen, die die Bewegung des vermeintlichen Tieres beeinflussen könnten, ziemlich übersichtlich gestaltet sein. Selbstbewegung, etwa das Hochschnellen der Schlange, würde dann als Bewegungsüberschuß im Verhältnis zur Fremdbewegung, der Berührung durch den Stock, erscheinen. Doch je exakter die äußeren Bedingungen festgelegt sind, je eindeutiger sie sich voneinander unterscheiden und je vollständiger ihr Zusammenhang überschaut wird – kurz: je mehr Ähnlichkeit die Situation mit einem wissenschaftlichen Experiment aufweist, desto fragwürdiger wird es, dem Kriterium der Selbstbewegung, das sich in diesem Einzelfall bewährt, den Rang eines ontologischen Merkmals zur Wirklichkeitsgliederung zu geben. In

³⁷ Die bei Aristoteles Selbstreproduktion und Wachstum organisierende Zeugungs- und Ernährungsseele (vgl. Von der Seele II 4, in: Aristoteles 1956 ff.) ist das grundlegende Prinzip des Lebens.

³⁸ Schütz und Luckmann 1979 227.

³⁹ Ebenda.

dem Maß, wie sich lebensweltliche mit wissenschaftlicher Erfahrung berührt, tritt an die Stelle der Plausibilität des aristotelischen Begriffes, so sie denn bestanden hat, die des naturalistischen.

Vom Standpunkt der naturwissenschaftlichen Erfahrung ist es keinesfalls selbstverständlich, zwischen Technik und Natur zu unterscheiden, womit dort auch die Frage Raum erhält, welchen Nutzen diese Differenz in der Lebenswelt habe. Für eine angemessene Antwort wäre freilich mehr zu berücksichtigen, als die hier diskutierten Bedingungen der Erkennbarkeit von Wirklichkeitsgliederungen. Natur der Technik entgegenzusetzen, mag geraten sein, wenn – wie das Beispiel des Carneades zeigt – Natürliches für den Menschen gefährlicher ist als Technisches oder – wie heute viele zu wissen meinen – umgekehrt Technisches gefährlicher ist, als Natürliches noch sein kann. Doch der Gebrauch der aristotelischen Klassifikation muß durch keine existenztangierende Bedrohung motiviert sein. Alltagspraktische Orientierungsbedürfnisse, Erwägungen für den lokalen Naturschutz und ästhetische Interessen gehören zu den Gründen, die es lebensweltlich sinnvoll erscheinen lassen, das vom Menschen Gemachte von dem abzuheben, was auch ohne sein Tun da ist und sich verändert.

Literaturangaben:

- Aristoteles (1956 ff.): Sämtliche Werke. Hg. E. Grumach und H. Flashar. Berlin.
- Baker, G., and K.J. Morris (1996): Descartes' Dualism. New York.
- Bartels, A. (1996): Einführung in die moderne Naturphilosophie. München.
- Bartels, K. (1966): Das Techne-Modell in der Biologie des Aristoteles. Diss. Tübingen.
- Berlin, B. (1978): Ethnobiological Classifications, in: Rosch and Lloyd Eds.
- Curtis, H. (1979): Biology. New York.
- Descartes, R. (1955): Die Prinzipien der Philosophie. Üb. und hg. v. A. Buchenau. Hamburg.
- Descartes, R. (1969 ff): Œuvres. Pub. par Ch. Adam et P. Tannery. Paris.
- Descartes, R. (1997): Meditationes de prima philosophia. Hg. v. L. Gäbe. Hamburg 1977.
- Forguson, L. (1989): Common Sense. London.

Gellner, E. (1995): Descartes und Co. Hamburg.

Holthoorn, F.v., and D.R. Olsen Eds. (1987): Common Sense. The Foundations for Social Science. Lanham/New York/London.

Husserl, E. (1948): Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik. Hamburg.

Husserl, E. (1950 ff.): Gesammelte Werke (Husserliana). Den Haag und Dordrecht/Boston/London.

Janssen, P. (1970): Geschichte und Lebenswelt. Den Haag.

Kanitscheider, B. (1993): Von der mechanistischen Welt zum kreativen Universum. Darmstadt.

Keil, F.C. (1987): Conceptual Development and Category Structure, in: Neisser Ed.

Neisser, U. Ed. (1987): Concepts and Conceptual Development. Cambridge.

Orth, E.W. (1999): Edmund Husserls 'Krisis der europäischen Wissenschaften und die Transzendente Phänomenologie'. Darmstadt.

Rosch, E., und B.B. Lloyd Eds. (1978): Cognition and Categorization. New York etc.

Schäfer, L. (1993): Das Bacon-Projekt. Frankfurt a.M.

Schiemann, G. Hg. (1996): Was ist Natur? Klassische Texte zur Naturphilosophie. München.

Schiemann, G. (1997a): Geschichte und Natur zwischen Differenz und Konvergenz, in: W. Küttler, J. Rüsen und E. Schulin (Hg.), Geschichtsdiskurs IV: Krisenbewußtsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880 - 1945. Frankfurt a.M.

Schiemann, G. (1997b): Natur auf dem Rückzug. Zur Relevanz des aristotelischen Unterscheidung von Natur und Technik, in: M. Hauskeller, C. Rehmann-Sutter und G. Schiemann (Hg.): Naturerkenntnis und Natursein. Frankfurt a.M.

Schiemann, G. (1997c): Phänomenologie versus Naturwissenschaft, in: G. Böhme und G. Schiemann (Hg.): Phänomenologie der Natur. Frankfurt a.M.

Schiemann, G. (1999): Pluralität der Natur (Bremer Philosophica). Bremen.

Schiemann, G. (2000): Plurale Wissensgrenzen: Das Beispiel des Naturbegriffs, in: J. Mittelstraß (Hg.), Die Zukunft des Wissens. XVIII. Deutscher Kongreß für Philosophie. Berlin.

Schütz, A. (1971): Gesammelte Aufsätze. Bd. I. Den Haag.

Schütz, A., und T. Luckmann (1979): Strukturen der Lebenswelt. Frankfurt a.M.

Schwemmer, O. (1987): Handlung und Struktur. Zur Wissenschaftstheorie der Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M.

Searle, J. R. (1983): Intentionalität. Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes. Frankfurt a.M. 1996.

Smith, B. (1995): Common Sense, in: B. Smith and D. Woodruff Smith Eds., The Cambridge Companion to Husserl. Cambridge.

Welter, R. (1981): Der Begriff der Lebenswelt. Theorien vortheoretischer Erfahrungswelt. München.

Wieland, W. (1962): Die aristotelische Physik. Göttingen 1992.